

in der interkulturellen Kommunikation

Während ihrer Feldforschung in Nigeria erzählt die Ethnologin Laura Bohannan den Stammesmitgliedern der Tiv die Geschichte von Hamlet, um deren angeblich kulturenübergreifende, universelle Bedeutung vorzuführen. Dabei geschieht etwas Erstaunliches. Ihre eigene sowie die europäische Interpretationsautorität überhaupt werden ihr von den Stammesältesten aus der Hand genommen. Denn die Tiv projizieren ihre eigene Verwandtschaftsordnung wie auch ihren Hexenglauben auf diese Geschichte. Mit ihrem kulturellen Wissen behaupten sie, den Schlüssel für die „wahre“ Bedeutung von Shakespeares „Hamlet“ zu besitzen. So wird in Bohannans Experiment mit „Shakespeare in the Bush“¹ ein europäischer Zentraltext dem Geltungsanspruch einer nicht-europäischen Interpretationsautorität ausgesetzt. Aber auch die Tiv gehen von der kurzschlüssigen Voraussetzung aus, dass kulturelles Wissen anthropologisch zu begründen und daher universalisierbar sei: „But people are the same everywhere; therefore, there are always witches and it is we, the elders, who know how witches work.“²

Dieses interkulturelle Szenarium, in dem Deutungsautoritäten aufeinanderprallen, ist aufschlussreich für die Frage der literarischen Autorität überhaupt. Muss die Darstellungs- wie Auslegungsautorität von literarischen Texten nicht gerade die Grenzen kultureller Zugehörigkeit überschreiten, um in einer entstehenden Weltgesellschaft zu einem nicht nur westlichen „Vorhaben interkultureller Repräsentation“³ beitragen zu können? Diese Frage sprengt das traditionelle Dreiecksverhältnis von Autor-Text-Leser. Denn die Grenzüberschreitungen der interkulturellen Kommunikation aktivieren bewusst oder unbewusst auch die jeweiligen kulturellen Bezugsrahmen, welche die literarische Darstellung und Deutung ihrerseits erst „autorisieren“. Gerade wenn Texte zwischen verschiedenen Kulturen zirkulieren – sei es durch Mehrsprachigkeit des Autors (wie z.B. bei Joseph Conrad, Elias Canetti, Yoko Tawada usw.), durch Übersetzung oder durch interkulturelle Intertextualität –, kommt nicht mehr nur literarisch-narrative, sondern auch kulturelle Autorität unübersehbar ins Spiel.

· · · · · I. Autorität und Repräsentation

Wie narrative Autorität kulturell rückgebunden ist und wieweit sie ein interkulturelles Potential entfalten kann, ist von der Literaturwissenschaft bisher immer noch zu wenig behandelt worden. Noch zu eng wird Autorität als literarisches Thema oder

¹ Bohannan 1982, S. 72–81.

² Ebd., S. 80.

³ Clifford 1993, S. 110.

Motiv behandelt oder unterschiedlichsten Autorkonzepten zugeschrieben, nachdem Autorität schon längst nicht mehr im (traditionellen) nationalliterarischen Status der Literatur selbst zu verorten war.⁴ Jüngste Ansätze richten sich neuerdings mit stärker kulturwissenschaftlichem Interesse auf den Aspekt der „Autorinszenierung“,⁵ um im Licht des „performative turn“ und des Habitus-Konzepts Grenzüberschreitungen der Literatur zur Mediengesellschaft nachzuzeichnen. Aber auch hierüber könnte eine interkulturelle Literatur- und Kulturwissenschaft noch hinausführen, indem sie narrative oder literarische Autorität als ein Leitkriterium kultureller und interkultureller Repräsentation zu erschließen versucht: als eine Organisationsform literarischer Darstellung oder gar als eine Strategie, über die ein literarischer Text an übergreifenden Diskurspraktiken teilhat. Ein bereits vielfach bestelltes historisches Testfeld wäre hier der europäische Orientalismus, in dessen Darstellungsformen die Autorität kolonialer Aneignung zum Ausdruck kommt, aber auch die Autorität eines westlichen Wissensmonopols über den Orient.⁶

Ein solcher Versuch, Autorität aus kulturspezifischen Diskursen und Repräsentationsformen heraus zu begründen, findet im europäischen Zusammenhang einen noch weiter gespannten historischen Horizont. So verdeutlicht etwa Robert Weimanns Untersuchung zur Renaissancedichtung, „Authority and Representation in Early Modern Discourse“,⁷ wie frühneuzeitliche Religions- und Literaturdiskurse zusammenwirkten. Dabei wurden europäische Weltbildkonstruktionen weitgehend durch Formen der Repräsentation autorisiert, die auf Eroberung und Weltbeherrschung zugeschnitten waren. Zentral ist hier die Entdeckung eines autoritativen Selbst, dessen Autorität sich nicht zuletzt in einem „self-fashioning“ durch Schreiben vergewisserte: in „the author’s capacity for signifying“⁸ bzw. in „the self-fashioned authority of the author’s labor“.⁹ Doch entlang der Fiktion einer Autorität der Selbst-Hervorbringung mündet dieses historische Hauptgleis der Autoritätskonstitution allzu leicht in die lineare Fortschrittsgeschichte eines autonomen, integren Subjekts. Immerhin könnte sich eine solche Autorität der Repräsentation auch gegen ihren eigenen Autor kehren, ja gegen die Subjekte selbst, welche sie hervorgebracht haben. Diese Einsicht ist es, die spätestens seit Beginn des 20. Jahrhunderts eine gegenläufige Richtung der Reflexion von Subjektivität, Autorschaft und Autorität einschlägt. Zum Ausgangspunkt werden nun ausdrücklich die Ambivalenzen der Autorposition und die widersprüchliche Dialektik der Subjektconstitution. Gerade auf diesem wichtigen Nebengleis scheint sich auch die Frage der literarischen Autorität als einer kritischen kulturellen Autorität zu bewegen.

Die Dialektik der autoritativen Subjektconstitution wird in neuerer Zeit einerseits durch die Mediengesellschaft, andererseits durch die zunehmende Auflösung des westlichen Monopols auf Repräsentationsautorität verschärft. Wenn in der westlichen Diskussion gegenwärtig immer noch von einer Krise der (ethnographischen) Autorität¹⁰ gesprochen werden kann, dann ist damit zugleich der fragwürdige europäische Überle-

⁴ Vgl. die Beiträge in den Bänden von Jannidis et al. 1999. *Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs*. Tübingen, 1999. (Es ist bemerkenswert, dass im Unterschied zur zugrunde liegenden Tagung das Fragezeichen im Titel gestrichen wurde.); Detering 2002; Fohrmann et al. 1997.

⁵ Künzel und Schönert 2007.

⁶ Hierzu vgl. Said 1995.

⁷ Weimann 1996.

⁸ Ebd., S. 155.

⁹ Ebd., S. 159.

¹⁰ Vgl. Clifford 1993, S. 113: „Die gegenwärtige Krise – oder, besser gesagt, Auflösung – der ethnographischen Autorität [...]“; vgl. ders. 1988, S. 8: „a pervasive postcolonial crisis of ethnographic authority“.

genheitsanspruch gegenüber anderen Kulturen gemeint, der jahrhundertlang auf die Macht der europäischen Repräsentationstechnologie der Schrift bauen konnte. Eine solche Dominanz der kulturellen Autorität der Europäer in der Konfrontation mit fremden Kulturen, wie sie besonders von Stephen Greenblatt¹¹ und Tzvetan Todorov¹² kritisch dargestellt wurde, ist von früh an im Spiel gewesen: von den ersten Entdeckungsberichten und Reisebeschreibungen bis hin zur modernen Ethnographie. Kann literarische Autorität aus diesem Problemzusammenhang herausgehalten werden? Jedenfalls wäre es nahe liegend, auch die Ansprüche literarischer Autorschaft und Autorität auf ihre kulturellen und interkulturellen Fallstricke hin neu zu untersuchen.

Auch im Feld der Literatur kann man heute nicht mehr ohne weiteres von der Voraussetzung ausgehen, dass sich der Autor oder die Autorin in seiner oder ihrer Kompetenz zur Repräsentation zugleich selbst vergewissert. Doch ist es m. E. auch verfehlt, mit der „Krise der Autorität“ allzu schnell den „Tod des Autors“¹³ zu besiegeln. Im Gegenteil, es lassen sich – vor allem in postkolonialen Literaturen – vielfältige Ansätze zu einer Rückgewinnung des Autors feststellen, eng verbunden allerdings mit der Rückgewinnung einer kritischen kulturellen Autorität. Aufschlüsse hierzu bietet nicht nur die Selbstreflexion der modernen Ethnographie, sondern auch die Selbstreflexion der Literatur. So werden in einem aphoristischen Kurzprosastück von Jorge Luis Borges mit dem Titel „Borges und ich“ das biographische Ich (Autorsubjekt) und das literarische Ich (Autorfunktion) als voneinander getrennt wahrgenommen. Ausdrücklich wird in diesem Prosatext die Frage der Autorschaft mit dem Dilemma der Identität verknüpft. Das biographische Ich scheint hier gebrochen im anderen, schreibenden Ich, das wiederum „Eigentum“ eines umfassenderen kulturellen Systems sei: „Dem anderen, Borges, passiert immer alles [...] Ich gebe ohne weiteres zu, daß ihm hie und da haltbare Seiten gelungen sind, aber diese Seiten können mich nicht retten, vielleicht weil das Gute schon niemandem mehr gehört, auch nicht dem anderen, sondern der Sprache oder der Tradition.“¹⁴

Was Borges' Text veranschaulicht, ist nicht bloß die viel beschworene Krise der Autorität/Autorschaft, die zur Aufspaltung zwischen biographischem und textuellem Autor drängt. Angedeutet wird vielmehr eine entscheidende Dimension kultureller Autorität, an die jegliche Repräsentationsautorität rückgebunden zu sein scheint. Diese Annahme deutet allerdings in eine andere Richtung als die Annahme einer Autorität der Kultur, die auch Literatur – im Herderschen Sinne eines authentischen Artikulations- und Repräsentationsorgans der Nation – noch in ein nationalkulturelles Gefüge einbindet. Dagegen hat sich eine neue Form literarisch-kultureller Autorität herausgebildet, die sich – besonders angesichts grenzübergreifender Erfahrungen und Texte – gerade nicht mehr fest verankern lässt in Sprache und Tradition. Vielmehr wird kulturelle Autorität erst zur Geltung gebracht durch die Ausbildung einer sogenannten „ethnographischen Subjektivität“,¹⁵ auf die seit der Wende zum 20. Jahrhundert Ethnographie und Literatur hinarbeiten.

Ethnographische Subjektivität verkörpert eine Grenzüberschreitung im Sinne einer am „Fremden“ gebrochenen Autorschaft und Autorität. Sie setzt die Erfahrung

¹¹ Greenblatt 1991.

¹² Todorov 1984.

¹³ Vgl. den klassischen Text von Roland Barthes: ders. 2000.

¹⁴ Borges 1993, S. 46.

¹⁵ Vgl. Clifford 2004, S. 195.

vervielfältigter Lebenswelten und Repräsentationsformen voraus, in deren Rahmen der Autor/die Autorin als Knotenpunkte und Schnittstellen von Diskursen, Erzählformen, Konventionen auftreten kann. Im Unterschied zur Identitätsvorstellung des europäischen Individuums oder dem festen Standpunkt einer autoritativen Forscherpersönlichkeit wird in dieser Form der Selbst-Reflexion die Selbstvergewisserung in einer, kohärenten Kultur, Sprache und Tradition fragwürdig. Auch Erzähler in literarischen Texten, ja gar die Autoren selbst, lassen sich als Verkörperungen einer ethnographischen Subjektivität und gebrochener Autorschaft betrachten. Denn auch sie sind längst nicht mehr (autonome) Schöpfer, sondern eher Agenten, Vermittler oder „Übersetzer“ zwischen verschiedenen Stimmen und kulturellen Strängen, die sie durchziehen: eine von ständigem „Übersetzen“ geprägte Existenz, die ihre Verstrickung ins Schreiben dazu nutzen kann, sich im literarischen Selbstzeugnis zugleich selbst zu erfinden und zu modellieren. In welcher Weise wird der Autor (und der Text) dadurch zum kritischen Einfallstor für kulturelle Autorität? Hier empfiehlt sich ein kurzer Umweg über die sogenannte Writing-Culture-Debatte in der Ethnographie der späten 1980er Jahre mit ihrer Selbstreflexion von Autorschaft und Autorität im Spannungsfeld zwischen „teilnehmender Beobachtung“ und textueller Repräsentation.¹⁶

Für die Kulturanthropologie wurde Autorität überhaupt erst zum Problem angesichts eines grundlegenden Forschungsdilemmas: dass nämlich die Repräsentation des Anderen bzw. anderer Kulturen immer gefiltert ist durch die kulturspezifische Prägung der eigenen Wahrnehmung, Erkenntnisformen und Darstellungsmittel. Auswege aus diesem Dilemma sucht James Clifford in seinem höchst anregenden Aufsatz „Über ethnographische Autorität“.¹⁷ Die ethnographische Repräsentationsautorität ist nach Clifford in erster Linie ein Ergebnis bestimmter Schreibweisen, die zu Strategien der Autoritätsgewinnung werden. So sind es quasi literarische Strategien, welche paradoxerweise gerade die Autorität einer authentischen Beobachtung suggerieren. Von zentraler Bedeutung ist dabei ein besonderer Typus von Darstellungsautorität, der aus einer Kombination von Literatur und Ethnographie an der Wende zum 20. Jahrhundert entstand, durch Bronislaw Malinowski und Joseph Conrad gewissermaßen verkörpert wurde, heute aber in Auflösung begriffen ist. Er arbeitet mit literarischen Konventionen und Erzählstrukturen des realistischen Romans, macht jedoch vorrangig die „Autorität der Beobachtung“,¹⁸ ja der Augenzeugenschaft geltend – entsprechend der gleichzeitig entstandenen Forschungsmethode der „teilnehmenden Beobachtung“. Seine Überbetonung der „Erfahrung des Forschers im Feld als vereinheitlichende Quelle von Autorität“¹⁹ ist in der Zwischenzeit allerdings zunehmend fragwürdig geworden. Denn unweigerlich muss ja die konkrete Erfahrung der Feldforschung in einen „autoritativen, schriftlichen Bericht verwandelt“²⁰ werden, und damit auch meist in das kulturelle Gesamtbild einer „synthetischen Kulturbeschreibung“. Bei diesem Übersetzungsprozess verschiebt sich die Autoritätsinstanz allzu leicht auf die Überzeugungskraft rhetorischer und literarischer Darstellungsstrategien, Metaphern und Plots. Die Ethnographie macht sich damit sogar literarische Autorität zunutze, um eigene kulturelle Autorität auszuüben.

¹⁶ Ausführlicher hierzu vgl. Bachmann-Medick 2007; sowie dies. 1992.

¹⁷ Clifford 1993.

¹⁸ Ebd., S. 122.

¹⁹ Ebd., S. 127.

²⁰ Ebd., S. 114.

Im Licht solcher rhetorisch-literarischen Strategien der ethnographischen Autoritätsgewinnung regen Cliffords Überlegungen dazu an, umgekehrt auch über eine Ethnographie der literarischen Autorität nachzudenken. Mit einer Ethnographie der literarischen Autorität ließe sich noch genauer erkunden, wie die europäische Literatur die kulturellen Rahmenbedingungen etwa des Kolonialismus genutzt hat, um ihre eigene Darstellungs- und Übersetzungsautorität zu entfalten. Zudem ließe sich zeigen, durch welche Einstellungen, Kunstgriffe und Kontrollhandlungen des Erzählers – beispielsweise durch „erlebte Rede“ – auch in der Kulturbeschreibung literarischer Texte Autorität ausgeübt wird. Und schließlich kommt man spezifischen Ausdrucksformen einer gleichsam ethnographischen Subjektivität auf die Spur, nach der auch der literarische Prozess selbst auf seinen eigenen (quasi-ethnographischen) Standpunkt teilnehmender Beobachtung und gebrochener kultureller Zugehörigkeiten hin untersucht werden kann – sei es beim Schriftsteller, beim Erzähler oder bei den literarischen Figuren. Auch hier wären wichtige Gelenkstellen zu gewinnen, über die eine zunehmende „Auflösung der monophonen Autorität“²¹ verfolgt werden könnte, bis in den Kontext interkultureller Interaktion und Kommunikation hinein.

In diesem umfassenderen Zusammenhang wird neuerdings versucht, gerade im symbolgeladenen Feld der interkulturellen Repräsentation eine kritische kulturelle Autorität zurückzugewinnen. Ihr Horizont erstreckt sich auf die Selbstbehauptungen und lokalen Widerständigkeiten von Kulturen und kulturellen Gruppen entlang ihrer eigenen Geschichte(n), Erinnerungen und Sprache – jenseits hegemonialer Tendenzen der Globalisierung. Dabei hat sich die Ethnographie, aber auch die Literatur einer provozierenden Frage zu stellen: „Who has the authority to speak for a group’s identity or authenticity?“²² Genau diese Leitfrage ist es, die gegenwärtig besonders vonseiten der postkolonialen Kultur- und Literaturtheorie aufgeworfen wird. Die Autorität nicht nur des europäischen Autors wird hier aus dem politischen Kräftefeld der Repräsentation heraus beurteilt und als Funktion von Macht und Machtungleichheiten gleichsam aufs Spiel gesetzt. Ins Spiel gebracht wird hingegen die Selbstautorisierung von marginalisierten Gruppen und Kulturen, gerade auch in ihrem Versuch, mit der Praxis eines „writing back“²³ gegen die langlebige Vorherrschaft der Repräsentationsformen kolonialer Autorität anzuschreiben.

· · · · · II. Autorität und Identität

Vor allem postkoloniale Gegenwartsromane entspringen der zunehmenden Selbstrepräsentation marginalisierter Kulturen und provozieren damit eine autoritätskritische Leitfrage an literarische Darstellungen überhaupt: Was ist hier am Werk: die Autorität des Sprechens über oder des Sprechens für Individuen, soziale Gruppen oder kulturelle Zusammenhänge? Mit dieser entscheidenden Frage wird zugleich eine langlebige Denkannehmung erschüttert: die Annahme, dass sich die Autorität des Sprechens und die Macht der Repräsentation von individueller oder auch kultureller Identität ableiten ließen. Sind überhaupt Autorität und Identität miteinander verknüpft?

²¹ Ebd., S. 147.

²² Clifford 1988, S. 8.

²³ Vgl. Ashcroft et al. 2002.

Schon die ältere Frage nach dem Tod des Autors in den späten 1960er Jahren – etwa bei Roland Barthes²⁴ oder Michel Foucault²⁵ – stellte eine in sich geschlossene Identität infrage, die sich aus Ursprünglichkeit und Urheberschaft heraus legitimiert. So betont Barthes die immer schon multikulturelle Textkonstitution, wonach sich der Autor nicht nur in der Macht der Sprache und Schrift „verliert“, sondern auch im Text als „ein[em] Gewebe aus Zitaten aus unzähligen Stätten der Kultur“.²⁶ Hier wird die Autoritätsinstanz auf die Macht der Sprache und der Schrift verlagert – sodann auf die Funktion des Autors als Diskursbegründers, wie bei Foucault. Dieser hebt die diskursiven Durchkreuzungen der Texte hervor, die nur noch die entpersonalisierte Autor„funktion“ übriglassen. Man sollte annehmen, dass sich die unzähligen postmodernen Abschiede vom Autor, die aus diesen Ansätzen hervorgehen, in der Zwischenzeit noch weiter zugespitzt hätten. Schließlich werden unter Globalisierungsbedingungen nicht nur Autorkompetenzen fragwürdig, sondern Identitäten und Autoritäten überhaupt unsicher. Migration und Diaspora führen zu bisher kaum gekannten „Hybridisierungen“. In diesem Zusammenhang wird auch die Frage der literarischen Autorität über den Kontext europäischer Diskurse hinausgetrieben.

Doch an dieser Gelenkstelle kommt nun der erstaunliche Befund in den Blick, dass gerade die Dekonstruktion von individueller Autorschaft und Autorität Dimensionen freilegen kann, die den Autor im Gewand kultureller Autorität wieder ins Werk setzen. Von diesem (vor allem postkolonialen) Befund aus kann wiederum ein anderer Blick auf die westliche Geschichte der literarischen Autorität zurückgeworfen werden. Denn nicht erst in einer nicht-europäischen Außenperspektive scheinen kulturelle Autorität und Identität des Individuums auseinander zu fallen, nicht erst hier spaltet sich die literarisch-kulturelle Autorität des Autors von einer vorgängigen und durchgreifenden Autorität der (National-) Kultur ab.

So ist auch die europäische Fortschrittsgeschichte der Autorität stets durchsetzt gewesen von Gegenbestrebungen und Infragestellungen. Dabei wurde in der europäischen Geschichte die eigene kulturelle Autorität auch in der Brechung durch andere, fremde Kulturen wahrgenommen. Ein Schlüsselbeispiel hierfür ist Goethes West-Östlicher Divan. Selbst die eigenen Leitkonzepte, mit denen sich die europäische Kultur vor allem seit dem 18. Jahrhundert autorisierte, haben von Anfang an einen Bezug auf ihr Anderes erkennen lassen. Diese Gegenbewegung zeigt sich etwa an der Brüchigkeit und Verunsicherung des Individualitäts- und Identitätskonzepts, z. B. in Karl Philipp Moritz' psychologischem Roman „Anton Reiser“. Bemerkenswert ist Anton Reisers Absicht, ausdrücklich „den Begriff des Individuums zu verfolgen“.²⁷ Dabei scheitert er jedoch an der idealen Forderung des „Vollkommen-sich-selbst-gleich-Seins“.²⁸ Eben dieses Scheitern führt ihn zu einer eigenen Vorstellung vom Individuum, das sich nicht als Denk- und Empfindungseinheit voraussetzt, sondern das sich erst stückwerkhaft aus einem mühsamen Aufzeichnen und Mitteilen äußerer Begebenheiten sowie der „innere[n] Geschichte seines Geistes“²⁹ zusammensetzt. Durch die Schreibpraktiken von Brief, Tagebuch und Autobiographie kommt es zur allmählichen Verfertigung einer Vorstellung

²⁴ Barthes 2000.

²⁵ Foucault 2000.

²⁶ Barthes 2000, S. 190.

²⁷ Moritz 1972, S. 269.

²⁸ Ebd., S. 269.

²⁹ Ebd., S. 268.

vom Individuum im Prozess des Schreibens. Keine Aufschreibe- und Autorkompetenz kann hier mehr die Selbst-Vorstellung vergewissern; vielmehr bleibt sie den Ambivalenzen der Ich-Identität ausgesetzt. Durch diesen Prozess der Selbstkonstitution wird zwar – dem Roman zufolge – ein deutlicher Autoritätsgewinn gegenüber der „Stimme Gottes“ erreicht. Allerdings kann sich dieser Autoritätsgewinn eben nicht mit der Affirmation einer einheitlichen Identität des Individuums befestigen. Denn Anton Reiser kommt es vor, „nach einigem Nachdenken, als ob er sich selbst entschwinden wäre – und sich erst in der Reihe seiner Erinnerungen an das Vergangene wieder suchen müßte“.³⁰

Schon hier liegt die Frage nahe, was eigentlich mit der literarischen Autorität geschieht, sobald man nicht mehr von einem selbstgewissen, mit der Autorität der Kultur ausgestatteten „self-fashioning“ des Autors ausgehen kann. Noch deutlicher stellt sich diese Frage, wenn solches „self-fashioning“ zwar mit kolonialistischem Überlegenheitsgefühl aufgeladen, zugleich aber durch die Erfahrung fremder Kulturen an seine Grenzen getrieben wird. Dies lässt sich zunächst an einem europäischen Schlüsseltext zeigen: an Joseph Conrads Afrika-Roman „Heart of Darkness“. Ist dieser Text – wie Edward Said behauptet hat – durch die Macht kolonialer Autorität geprägt, durch die „anmaßende Autorität jener Art von Macht [...], wie sie Kurtz im Dschungel oder Marlow, ein weiterer Weißer, als Erzähler ausübt“?³¹ Dieser gradlinigen Behauptung Suids wären die Ambivalenzen in Marlows Erzählerautorität entgegenzuhalten, wie sie mir typisch zu sein scheinen für „ethnographische Subjektivität“.

Marlow gründet seine Autorität als Geschichtenerzähler auf seine eigenen Erfahrungen als Augenzeuge in einer fremden Kultur. Sein Interesse richtet sich freilich nicht auf eine kohärente Kulturbeschreibung, sondern auf die Herstellung einer Geschichte, die wie seine Reise verschlungene Wege nimmt. Ihr mäandrierender Erzählfluss scheint sich gleichsam seinen eigenen diffusen Fremdwahrnehmungen im afrikanischen Dschungel anzugleichen. Dadurch wird Marlow als Sprachrohr europäischer Kultur und als einlinig auktorialer Erzähler gleichsam entortet und fragwürdig. Zugleich jedoch setzt seine Macht des Erzählens und seine Sprachgewalt über die schweigenden, jedenfalls sich nicht sprechend artikulierenden „Wilden“ das kolonialistisch geprägte Autoritätsgefälle erneut in Kraft. Denn Afrikaner kommen aus Marlows Blickwinkel nur als Geräuschkulisse ins Bild: als undifferenzierter Block keuchender und rhythmisch klirrender Kreaturen – „a growing murmur of voices“³² und „a violent babble of uncouth sounds“³³ inmitten einer „silent wilderness“³⁴. Die Macht des Sprechens über die fremde Kultur schließt hier jedenfalls den Dialog aus. Nicht einmal ein Sprechen für die fremde Kultur ist hier am Werk, sondern eher nur ein Bündeln diffuser Stimmen in den Fallstricken einer kolonialen Autorität, die zugleich in ihrer Brüchigkeit gezeigt wird. Deren Verlogenheit wird von Marlow gerade im Bericht über die Beredsamkeit des Kolonisten und

³⁰ Ebd., S. 269. Das vollständige Zitat lautet: „Nun fing er an, den Begriff des *Individuums* zu verfolgen, der ihm schon seit einigen Jahren [...] vorzüglich wichtig geworden war, – und da er nun endlich auf den höchsten Grad des Bestimmtheits von allen Seiten, und des Vollkommen-sich-selbst-gleich-Seins stieß – so war es ihm nach einigem Nachdenken, *als ob er sich selbst entschwinden wäre – und sich erst in der Reihe seiner Erinnerungen an das Vergangene wieder suchen müßte*. – Er fühlte, daß sich das Dasein nur an der Kette dieser ununterbrochenen Erinnerungen festhielt. –“

³¹ Said 1994, S. 62.

³² Conrad 1988, S. 22.

³³ Ebd.

³⁴ Ebd., S. 26.

Protagonisten Kurtz ans Licht gebracht. Mit dieser Beredsamkeit, ja Wortgewalt wird nicht nur die krasse Praxis von Ausbeutung und Profitgier verbrämt. Auch Kurtz' eigene Autoritätsunsicherheit wird überspielt. So heißt es über den zum Symbol werdenden Kolonialherrn: „Kurtz discoursed. A voice! A voice! It rang deep to the very last. It survived his strength to hide in the magnificent folds of eloquence the barren darkness of his heart.“³⁵ Es ist erstaunlich, wie ebendiese Beredsamkeit in der Form des autoritativen Sprechens zugleich an ihre Grenzen kommt, wenn sie dem bedrohlichen Schweigen der Wildnis ausgesetzt wird: „Could we handle that dumb thing“ – so fragt Marlow –, „or would it handle us“?³⁶

Solche Inversionen sind es, welche die Einstellungen einer auktorialen wie eurozentrischen kulturellen Autorität nachhaltig erschüttern. Sie gipfeln in der psychologischen Inversion der kolonialistischen Autorität, welche den Kolonialherrn Kurtz von der eigenen irritierenden Fremderfahrung im Inneren Afrikas zurückwirft auf die Entdeckung der Rätselhaftigkeit, Unheimlichkeit, ja Wildheit seiner eigenen Seele – wie Marlow berichtet: „But his soul was mad. Being alone in the wilderness, it had looked within itself and, by Heavens I tell you, it had gone mad“.³⁷

Schon diese Andeutungen sprechen dafür, dass „Heart of Darkness“ einen höchst aufschlussreichen Umschlagspunkt für die Untersuchung literarischer Autorität bildet. Denn hier werden Beredsamkeit, Sprachautorität und Selbstreflexion als europäische Herzstücke geradezu an ihre Grenzen getrieben. Infragegestellt wird damit implizit auch die Geltungskraft der Meistererzählung von europäischer Überlegenheit. Bei einem genaueren Blick greift eben nicht mehr Saids These, der realistische Roman stünde durch sein „normatives Schema der sozialen Autorität“³⁸ in direkter Wechselwirkung mit der Ausübung kolonialer, imperialistischer Autorität. Im Gegenteil, die Erfahrung von brüchiger Identität, von kulturellem „displacement“ und entsprechend gespaltenen kulturellen Zugehörigkeiten ermöglicht in Conrads Roman geradezu Spielräume für literarische Grenzüberschreitung. Die liminale Grenzerfahrung einer „ethnographischen Subjektivität“ an der Zivilisationsgrenze markiert zugleich die Grenzen der Darstellung, die Grenzen des realistischen Romans. Gegenwärtig geraten solche Brechungen wieder ins Blickfeld einer Literaturwissenschaft, die über solche Grenzen hinausblickt und eine neue Aufmerksamkeit auf hybride, synkretistische „poetics of displacement“ richtet.

Das Auseinanderfallen von Autorität, Repräsentation und Identität verweist schon bei Joseph Conrad auf den Verlust eines festen kulturellen Standorts zur Autoritätsbegründung. Dieser Verlust wird zu Beginn des 21. Jahrhunderts freilich noch irritierender. Doch bei all den weltweiten Prozessen der Migration von Individuen und der globalen Zirkulation von Texten kann der Autor dennoch wieder zurückgewonnen werden: als Träger einer „transitorischen“ Autorität, als ein wichtiger „Knoten“ (oder Bündelungsinstanz) im Prozess der interkulturellen Kommunikation.

Es ist nicht zufällig ein Roman aus einer synkretistischen Kultur, der hier – als ein weiteres konkretes Fallbeispiel – die Verteilung von Autorität auf eine Vielzahl von Geschichten vor Augen führt: „Texaco“ von Patrick Chamoiseau, aus dem kreolischen

³⁵ Ebd., S. 67.

³⁶ Ebd., S. 29.

³⁷ Ebd., S. 65.

³⁸ Said 1994, S. 117.

Französisch 1995 ins Deutsche übersetzt.³⁹ In diesem ausdrücklichen Martinique-Roman, angelegt als eine magische Chronik, wird die Zerstörung eines Armenviertels durch die Ansiedlung der Erdölfirma Texaco dargestellt, aber auch die Rückeroberung dieses Viertels durch eine kreolische Bevölkerung. Der Erzähler geht hier ähnlich vor wie ein Ethnologe. Denn er lehnt sich eng an seine „Quelle“ an, d.h. an die Erzählungen und Selbstzeugnisse seiner „Informantin“ namens Marie-Sophie, einer Bewohnerin dieses Viertels. Die Autorität des Erzählers könnte man als „geliehene Autorität“ bezeichnen, geliehen eben von dieser Informantin, die zur Geschichtenerzählerin wird und ihrerseits die Geschichte in Geschichten auflöst. Marie-Sophie ist zugleich Ich-Erzählerin und Zeugin, Repräsentantin eines kollektiven historischen Gedächtnisses der schwarzen Sklaven Martiniques, in deren Namen sie ihre eigene Lebensgeschichte in Form einer Familiensaga erzählt. Sie tritt als Sprecherin einer synkretistischen kulturellen Autorität auf, die sich im Roman noch weiter aufsplittert durch eingeschobene Aufzeichnungen eines Städteplaners und Auszüge aus ihrem Note-Book, in dem die Erzählungen ihres Vaters festgehalten sind. Über diese heißt es: „Er hatte seine Geschichten nie linear erzählt. Er folgte einem Pfad voller Windungen und Krümmungen – wie ein Stück Treibholz auf dem Kamm einer Sturzwelle von Erinnerungen“.⁴⁰

Die Stimmen der anderen sind hier nicht mehr wie noch bei Conrad der Fürsprache eines einzelnen Erzählers oder Autors ausgeliefert. Sie mischen sich selbst nachhaltig in die Struktur der geschriebenen Erzählungen ein, gleichsam als eine Autoritätsinstanz zwischen den Polen von historischem Gedächtnis, Vergewisserung durch Aufschreiben und Mündlichkeit: „Schreiben bedeutete, meinen Esternome (= Vater) wiederfinden, die in mir selbst verflüchtigten Echos seiner Stimme hören, um eine Erinnerung herum langsam zu mir zurückfinden, um ein Knäuel unverstandener, aber zugleich eingepprägter Worte“.⁴¹ Doch die andere Seite des Schreibens, das Auslöschen von Mündlichkeit und Unmittelbarkeit des Erlebens, wird von der Informantin ebenso reflektiert: „Jeder niedergeschriebene Satz formalisierte ein kleines Stück von ihm (= ihrem Vater), seiner kreolischen Sprache, seiner Worte, seiner Intonation, seines Lachens, seiner Augen, seiner Gesten“.⁴² Was hier zur Sprache kommt, ist eine erinnernde Wiederbelebung verloren gegangener Integrität: der Integrität einer kreolischen Mündlichkeit und einer Verkörperung des kollektiven Gedächtnisses in ihrer Auslöschung durch die französische Schriftsprache – ähnlich wie die kreolischen Siedlungen auf dem Areal von Texaco erst zerstört und dann doch wieder neu erfunden werden.

Der Roman selbst trägt zu einer solchen Wiederherstellung von Integrität mithilfe einer „geliehenen“ Autorität bei: „Ich hatte noch nie so viel echte Autorität gespürt“,⁴³ bemerkt der Autor Patrick Chamoiseau in seinem Nachwort, in dem er selbst im Gewand eines „Wortspielers“ den Roman-Erzähler vertritt – und meint damit seine Informantin Marie-Sophie. Diese stehe gerade nicht für die Autorität eines monologischen Geschichtsverlaufs, sondern für die „Stimmenvielfalt unserer Geschichten“.⁴⁴ An ihnen entlang müsse der karibische Schriftsteller in das verschüttete historische Gedächtnis „hineingraben“, um zum Chronisten seiner eigenen Kultur werden zu können,

³⁹ Chamoiseau 1995.

⁴⁰ Ebd., S. 241.

⁴¹ Ebd., S. 386.

⁴² Ebd., S. 387.

⁴³ Ebd., S. 465.

⁴⁴ Ebd., S. 465.

so Chamoiseau in Anlehnung an ein vorangestelltes Motto des karibischen Kulturtheoretikers Eduard Glissant.⁴⁵ Der Autor ist es, der diese Stimmenvielfalt bündelt, der sie in eine Erzählstruktur bringt, zugleich aber auch selbst von ihr verunsichert und infragegestellt wird. Mit dem Tod der Geschichtenerzählerin scheinen schließlich sogar Erzählvermögen und Autorität des „Wortspielers“ in Gestalt des Erzählers wie des Autors zu erlöschen: „Ich war von der Verantwortung, die nun auf mir lastete, erschlagen“.⁴⁶ Motivierend bleibt aber dennoch die Selbstverpflichtung des „Wortspielers“ zur Konstituierung einer karibisch-postkolonialen kulturellen Gegen-Autorität. Er wird zum Vermittler einer „durch die Schrift und das Wort artikulierte[n] Zivilisation“.⁴⁷ Von dieser Zivilisation heißt es im Schlusssatz des Nachworts – mit einer Wendung von der Ich- zur Wir-Form –, dass sie sich selbst erobert „im Neuen Kreolisch, dem wir einen Namen geben mußten – in uns selbst, für uns selbst –, bis zu unserer vollen Eigenständigkeit (authority)“.⁴⁸ Autorität gewinnt hier – wie die deutsche Übersetzung verdeutlicht – den Sinn von Integrität und Eigenständigkeit.

An diesem Beispiel zeigt sich, dass nach dem Verlust der monologischen Autorität der Autor/die Autorin durchaus wieder zurückgewonnen wird, und zwar als ein Vermittler kultureller und gegen-kultureller Stimmen. Autor wie Erzähler setzen hier eine Kultur oder kulturelle Gruppe ins Wort, die zugleich für sich selbst spricht: mit der Autorität von Wort und Text und gerade nicht nur mit diffusen, unartikulierten Stimmen.

Kulturelle Gegen-Autorität im Spannungsfeld von gesprochenen Worten, Stimmen und Schweigen findet man auch in einem postkolonialen Roman des südafrikanischen Schriftstellers und Nobelpreisträgers J. M. Coetzee mit dem Titel „Foe“.⁴⁹ Hier wird die literarische Autorität von Defoes „Robinson Crusoe“ auf eine kulturelle Autorität zurückgeführt, die in einen hegemonialen Diskurs eingebunden ist und von daher auf historischen Ausschließungen beruht. Als europäische und zugleich männliche Autorität fußt sie auf der Ausschließung von Frauen und Subalternen. Coetzee stellt diese einlinige Autorität von „Robinson Crusoe“ infrage, indem er sie in ein Spektrum multiperspektivischer Geschichten aufspaltet. Dabei verschafft er sowohl einer weiblichen Sicht Geltung als auch der verdrängten Stimme eines postkolonialen Subjekts, des Sklaven Freitag. Es ist die Geschichte einer schiffbrüchigen Engländerin, Susan Barton, die auf einer einsamen Insel strandet, welche nur von Cruso und von Freitag bewohnt wird – einem Sklaven ohne Zunge und ohne Sprachfähigkeit. Der Roman thematisiert die Problematik des Sprechens für andere, der machtvollen Aneignung von Autorität anstelle „geliehener“ Autorität.

Die Europäerin Susan nimmt gleichsam die Rolle einer einheimischen ethnographischen Informantin ein, die für die Authentizität der Geschichte bürgt. Und doch wird die Geschichte – auch in diesem Beispiel – erst beim Aufschreiben erfunden, und Substanz wird erst gewonnen, wenn die Autorität in die Sprache und in die Macht der Worte übergeht.⁵⁰ Nach Crusos Tod zurück in England, lässt Susan Barton ihre Geschichte aufschreiben, und zwar gewissermaßen zur Autoritätssicherung wiederum von

⁴⁵ „Da das historische Gedächtnis allzu oft ausgelöscht worden ist, muß der antillanische Schriftsteller in ihm weitergraben, er muß oft verborgene Spuren aufnehmen, die er in der Realität findet“, zit. nach ebd., S. 463.

⁴⁶ Ebd., S. 468.

⁴⁷ Ebd., S. 468.

⁴⁸ Ebd., S. 470.

⁴⁹ Coetzee 1986.

⁵⁰ Vgl. ebd., S. 58.

einem männlichen Schriftsteller, Mr. Daniel Foe. Ihre eigene Autorität der Augenzeugenschaft wird dadurch relativiert, dass sie Foe die Darstellungsautorität überschreibt. Zugleich jedoch spielt Susan auf eine andere Instanz an: auf kritische kulturelle Autorität. So verweist sie darauf, dass die „wahre Geschichte“ in den Subjekten verborgen bleibt, die wie Freitag zum Schweigen verdammt sind, die sich – gleichsam als Widerstand der Kolonisierten – dem europäischen Zwang zur Artikulation verweigern oder die – wie Stephen Greenblatt sagen würde – aus der umfassenden europäischen „Repräsentationsmaschine“⁵¹ ausgeschlossen sind. Doch erst durch die „Kunst der Darstellung“ kann dieser „Wahrheit“ zum Durchbruch verholfen werden. So heißt es im Roman: „Die wahre Geschichte wird so lange nicht gehört werden, bis wir durch Kunst ein Mittel gefunden haben, Freitag Stimme zu verleihen“.⁵² Erst Literatur als Aufschreibe- und eben nicht nur als Erzählvorgang kann hier also „Freitags Schweigen zum Sprechen bringen, wie auch das Freitag umgebende Schweigen“.⁵³ Dadurch kann Literatur eine (durchaus problematische) Schlüsselrolle gewinnen für die Herausbildung einer kulturellen Autorität, die sich auf die Seite der Stimmlosen schlägt.

Coetzees re-writing eines europäischen Schlüsseltextes ist allerdings vielschichtiger. Vorgeführt wird die Deplatziierung einer kulturellen Autorität, wie sie bisher überwiegend von Europäern beansprucht worden ist. Gemeint ist deren Anspruch, die eigenen Texte zu universalisieren und auch fremde, nicht-europäische Texte aufgrund einer Universalisierungsvoraussetzung auslegen zu können. Gemeint ist aber auch das politische Problem der Repräsentation, das im Dilemma des Sprechens für andere gipfelt. Heute wird dieses vorwiegend europäische Selbstverständnis im Feld der interkulturellen Kommunikation vom Medium der Literatur aus deutlich infragegestellt. So wird eine hegemoniale kulturelle Autorität erschüttert, in der sich die europäischen Autoren selbst versichern konnten: dies vor allem durch ein re-writing europäischer Schlüsseltexte vonseiten der neueren Literaturen der Welt, aber auch durch deren eigenständige Autoritätsbehauptung und Selbstartikulation.

· · · · · III. Autorität und kulturelle „Hybridität“

Im Kontext des beginnenden 21. Jahrhunderts gehen die Brechungen der Autorität über bloße Inversionen der literarischen oder kulturellen Autorität hinaus. Auch wird die Sphäre der Repräsentation viel unmittelbarer an die Überlagerung und an den Konflikt differenter Lebenswelten rückgebunden. Hier berührt sich der Horizont literarischer Autorität mit kulturpragmatischen Horizonten der interkulturellen Kommunikation. Doch wie weit im Feld kultureller Auseinandersetzung auch literarische Texte in Prozesse des Verhandeln und Aushandeln kultureller Differenzen eingreifen können, dies scheint noch eine durchaus offene Frage zu sein. Sie ist vielleicht am ehesten in den Ansätzen der neueren Weltliteraturdiskussion zu verfolgen.

Die neueren (vor allem postkolonialen) Literaturen der Welt lassen sich jedenfalls längst nicht mehr der Autorität eines einzigen Kanons unterwerfen, der sich von einer universalisierten westlichen Autonomieästhetik ableitet. Vielmehr werden in den

⁵¹ Greenblatt 1991, S. 220.

⁵² Coetzee 1986, S. 141.

⁵³ Ebd., S. 171.

Texten selbst eigene literarische und symbolische Ausdrucksformen entwickelt, die sich unübersehbar in das „Vorhaben interkultureller Repräsentation“ (Clifford) einmischen. Hier könnte eine Ethnographie der literarischen Autorität einen weiteren Umschlagspunkt markieren: Denn ging es bei Conrad noch um implizite Kolonialkritik, so zeichnen sich die postkolonialen Texte durch einen expliziten Bezug auf Weltprobleme aus. Hier ist nicht zuletzt ihr kritischer Beitrag zu einem wechselseitigen Verhandeln zwischen der Autorität der Literatur und der Autorität anderer kultureller und religiöser Texte bemerkenswert. Beispielhaft demonstrieren die Romane Salman Rushdies, vor allem „Die Satansischen Verse“, diesen Konkurrenzkampf der kulturellen Autoritäts-, Geltungs- und Wirkungsansprüche auf der Ebene überdeterminierter, symbolträchtiger Texte. Sie zeigen, wie stark Autorität heute nicht mehr ausschließlich in Kernbereichen wie Religion, Tradition oder Staat verankert ist (also nicht mehr die Autorität der Kultur meint), sondern wie etwa privilegierte Leittexte im globalen, internationalen Bezugsfeld dezentriert und deplatziert werden. Dies geschieht zum Beispiel dadurch, dass sie in die weltbezogene Transparenz von Literatur hinein „übersetzt“ werden. So begeht Rushdies Roman ein übersetzerisches „Skandalon“: Er tastet die Autorität des Korans an, indem er ihn in Literatur hinein „übersetzt“ und ihn behandelt wie einen „kulturellen Text“ unter anderen.

Eine solche perspektivische Brechung und Konfiguration von Texten wird nicht nur bei Rushdie erweitert durch eine Vervielfältigung von Geschichte zu Geschichten. Aufgelöst wird damit die feste Autorität eines einzigen historischen Geltungsanspruchs. So münden die „hybriden“ Formen einer derartigen Vermischung von Textgenres und Artikulationsweisen gleichsam in ein „Meer von Geschichten“, wie es Rushdie in seinem Roman „Des Mauren letzter Seufzer“ mit der hybriden Struktur der Stadt Bombay assoziiert: „Bombay war zentral; alle Ströme mündeten in sein menschliches Meer. Es war ein Meer der Geschichten; wir alle waren die Erzähler, und alle redeten auf einmal“.⁵⁴ Diese Synchronie und Überlagerung von Geschichten, Erzählern und Vielstimmigkeit sowie die Vervielfältigung der Erzähler werfen nun allerdings ganz neue Autoritätsstrukturen auf.

Autorität (des Erzählens) und Identität konstituieren und brechen sich in den vielschichtigen Überlappungsverhältnissen zwischen Nationen und Kulturen. An solchen Bruchstellen zeigt sich, wie die Frage der literarisch-kulturellen Autorität heutzutage eng verknüpft ist mit kulturellen Prozessen von Übersetzung und Selbst-Übersetzung. So kommt es vor allem im Feld postkolonialer Literatur und Theorie zur Brechung und Neuverortung hegemonialer Autoritätsstrukturen. In diesem Sinne verweist Homi Bhabha darauf, dass „die autoritative Macht des Benennens“ ausgehöhlt wird, indem „die Sprache des Ich in den hybriden Sprachen und Traditionen disseminiert wird, die den Ort bestimmen, von dem aus man – als Anderer – spricht.“⁵⁵ Dieses Sprechen des Selbst als Anderer ist freilich keine bloße Metapher. Vielmehr entspricht es der deplatzierten, entwurzelten Lebenssituation von Migranten, die jede Rückversicherung von Autorität in einem festen kulturellen Bezugssystem fragwürdig macht. Stattdessen wird Autorität „zwischen den Kulturen“ unweigerlich in ein „global regime of translation“⁵⁶ hineingezogen und der

⁵⁴ Rushdie 1995, S. 470.

⁵⁵ Bhabha 1997, S. 97.

⁵⁶ Vgl. Sakai und Solomon 2006, S. 4; vgl. Bachmann-Medick 2008.

Ambivalenz, ja Widersprüchlichkeit von kulturellen Übersetzungsprozessen ausgesetzt, sprachlichen, aber auch lebensweltlichen. Anders als bei „Shakespeare in the Bush“ geht nun die Provokation nicht mehr davon aus, dass die Deutungsautorität in eine andere Kultur ausgelagert wird. Provozierend ist vielmehr, dass literarische Texte von sich aus in Prozesse kultureller Übersetzung und Konfliktverhandlung eingreifen. Dies geschieht sogar auf die Gefahr hin, dass die Literatur – wie im Fall Rushdies und anderer – in die Fangarme politischer Autorität und Repression gerät: „The postcolonial author, unlike his text, is not permitted the attribute of indeterminacy. The defining location of postcolonial writing is on the ground of conflict between societies, between nations, coloniser and colonised, oppressor and oppressed. The author is marked by his political surroundings as well as his literary productions“.⁵⁷

Literarische Autorität verabschiedet sich also im Spannungsfeld interkultureller Kommunikation und Auseinandersetzung vom Autor als einem intentionalen Subjekt oder einer privilegierten Figur. Dafür kehrt der Autor im Sinn einer kulturell verorteten „ethnographischen Subjektivität“ zurück, die eher zwischen unterschiedlichen Sinnwelten vermittelt als zum Sprachrohr einer Kultur zu werden. Schon gar nicht sind es ganze Kontinente oder ganze Kulturen, die ihre Stimme erheben – auch wenn heutzutage gerade diese Floskel zur Vermarktung von Dritte-Welt-Texten immer wieder eingesetzt wird –, aber auch keineswegs sind es bloße Individuen. Der Autor/die Autorin kehrt vielmehr unter veränderten Vorzeichen zurück – nicht etwa als autonomer Urheber, doch in einer wichtigen Autorfunktion: als Knotenpunkt und selbstreflexive Instanz einer kritischen kulturellen Autorität, die eben nicht in erster Linie der dominierenden Stimme einer herrschenden Kultur Gehör verschafft, sondern marginale Positionen aufwertet, Gegenstimmen bündelt und Artikulationskonflikte organisiert.

· · · · · Literatur

Ashcroft et al. 2002

Bill Ashcroft, Gareth Griffiths und Helen Tiffin. *The Empire Writes Back*. 2. ed., London, 2002.

Bachmann-Medick 1992

Doris Bachmann-Medick. „Writing Culture‘ – ein Diskurs zwischen Ethnologie und Literaturwissenschaft.“ *Kea. Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 4 (1992), S. 1–20.

Bachmann-Medick 2007

Doris Bachmann-Medick. *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. Kap. „Reflexive Turn/Literary Turn,“ S. 144–183. 2. Aufl. Reinbek, 2007.

Bachmann-Medick 2008

Doris Bachmann-Medick. „Übersetzung in der Weltgesellschaft. Impulse eines translational turn.“ In Andreas Gipper und Susanne Klengel (Hg.). *Kultur, Übersetzung, Lebenswelten. Zu aktuellen Paradigmen der Kulturwissenschaften*. Würzburg, 2008.

Barthes 2000

Roland Barthes. „Der Tod des Autors.“ In Fotis Jannidis, Gerhard Lauer, Matías Martínez und Simone Winko (Hg.). *Texte zur Theorie der Autorschaft*, S. 185–193. Stuttgart, 2000.

⁵⁷ Fhlathúin 1995, S. 281.

Bhabha 1997

Homi K. Bhabha. „Die Frage der Identität.“ In Elisabeth Bronfen, Benjamin Marius und Therese Steffen (Hg.). *Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte*, S. 97–122. Tübingen, 1997.

Bohannan 1982

Laura Bohannan. „Shakespeare in the Bush.“ In Johnnetta B. Cole (Hg.). *Anthropology for the Eighties. Introductory Readings*, S. 72–81. New York, London, 1982.

Borges 1993

Jorge Luis Borges. „Borges und ich.“ In Ders. *Borges und ich. Kurzprosa und Gedichte 1960*, S. 46–47, Frankfurt/M., 1993.

Chamoiseau 1995

Patrick Chamoiseau. *Texaco. Ein Martinique-Roman*. München, Zürich 1995.

Clifford 1988

James Clifford. „Introduction: The Pure Products Go Crazy.“ In Ders. *The Predicament of Culture. Twentieth-Century Ethnography, Literature, and Art*. Cambridge [Mass.], London, 1988.

Clifford 1993

James Clifford. „Über ethnographische Autorität.“ In Eberhard Berg und Martin Fuchs (Hg.). *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*, S. 109–157. Frankfurt/M., 1993.

Clifford 2004

James Clifford. „Über ethnographische Selbststilisierung: Conrad und Malinowski.“ In Doris Bachmann-Medick (Hg.). *Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft*, S. 194–225. 2. aktual. Aufl. Tübingen, Basel 2004.

Coetzee 1990

J. M. Coetzee. *Foe*. London, 1986 (dt.: *Mr. Cruso, Mrs. Barton und Mr. Foe. Roman*. München, Wien, 1990).

Conrad 1988

Joseph Conrad. *Heart of Darkness*. Hg. v. Robert Kimbrough. 3. Aufl. New York, London, 1988.

Detering 2002

Heinrich Detering (Hg.). *Autorschaft. Positionen und Revisionen (DFG-Symposium 2001)*. Stuttgart, Weimar, 2002.

Fhlathúin 1995

Màire Ní Fhlathúin. „Postcolonialism and the Author. The Case of Salman Rushdie.“ In Seán Burke (Hg.). *Authorship. From Plato to the Postmodern. A Reader*, S. 277–284. Edinburgh, 1995.

Fohrmann et al. 1997

Jürgen Fohrmann, Ingrid Kasten und Eva Neuland (Hg.). *Autorität der/in Sprache, Literatur, Neuen Medien. Beiträge zum Deutschen Germanistentag 1997*. Bielefeld, 1997.

Foucault 2000

Michel Foucault. „Was ist ein Autor?“ In Fotis Jannidis, Gerhard Lauer, Matías Martínez und Simone Winko (Hg.). *Texte zur Theorie der Autorschaft*, S. 198–229. Stuttgart, 2000.

Greenblatt 1991

Stephen Greenblatt. *Marvelous Possessions. The Wonder of the New World*. Chicago, 1991

- (dt.: *Wunderbare Besitztümer. Die Erfindung des Fremden: Reisende und Entdecker*. Berlin, 2002).
- Jannidis et al. 1999
Fotis Jannidis, Gerhard Lauer, Matías Martínez und Simone Winko (Hg.). *Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs*. Tübingen, 1999.
- Künzel und Schönert 2007
Christine Künzel und Jörg Schönert (Hg.). *Autorinszenierungen. Autorschaft und literarisches Werk im Kontext der Medien*. Würzburg, 2007.
- Moritz 1972
Karl Philipp Moritz. *Anton Reiser. Ein psychologischer Roman*. Stuttgart, 1972.
- Rushdie 1996
Salman Rushdie. *The Moore's Last Sigh*. New York, 1995 (dt. *Des Mauren letzter Seufzer. Roman*. München, 1996).
- Said 1995
Edward W. Said. *Orientalism. Western Conceptions of the Orient*. Reprint mit neuem Nachwort. London, 1995 (1978).
- Said 1994
Edward W. Said. *Kultur und Imperialismus. Einbildungskraft und Politik im Zeitalter der Macht*. Frankfurt/M., 1994.
- Sakai und Solomon 2006
Naoki Sakai und Jon Solomon (Hg.). *Translation, Biopolitics, Colonial Difference*. Hong Kong, 2006.
- Todorov 1984
Tzvetan Todorov. *The Conquest of America. The Question of the Other*. New York, 1984 (dt.: *Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen*. 9. Aufl. Frankfurt/M., 2006).
- Weimann 1996
Robert Weimann. *Authority and Representation in Early Modern Discourse*. Hg. v. David Hillman. Baltimore, 1996.